

## MAGAZIN

**Was soll nur werden?**

Bei der großen Flut kamen in der Region um Banda Aceh 170 000 Menschen um. Ein Besuch bei den Überlebenden. Seite III

**Wo komme ich her?**

Am 2. Dezember wird er 70: In „Herkunft“ blickt Botho Strauß auf seine Kindheit in Bad Ems zurück. Seite IV

**Was geschieht mit uns?**

Die Neurobiologie des Kinos: Wie Filmemacher mit Animationen, Schnitten und Bildfrequenzen ihr Publikum manipulieren. Seite VII



Wo kann man sich in Sicherheit bringen, wenn es wieder passiert? Evakuierungsplan der Gemeinde Sonankuppam bei Pondicherry mit Schutz bietenden Gebäuden und Fluchtwegen (blau)

# Der Tag, der alles änderte

Vor bald zehn Jahren schlug an den Küsten des Indischen Ozeans der verheerende Tsunami zu – Wie geht es den Menschen heute? / Von Stefan Hupka (Text und Fotos)

**A**arul hat umgesattelt. Leichten Herzens, wenn man ihm glauben will. Sein altes Leben, das war ein Fischerboot aus Kunstharz, zehn Meter lang, zwei Meter breit, Außenborder. Es ruht jetzt irgendwo am Strand. Denn Aruls neues Leben, sagt er, lohnt sich mehr – und macht mehr her. Es parkt gleich hinterm Haus und schwimmt nicht, es rollt. 80 Stundenkilometer sind drin, Tata steht drauf, ein blitzblanker Kleintransporter für Mensch und Material. Der Fischer Arul Doss, 32, ist jetzt Menschenfischer – natürlich nicht so metaphorisch wie die Jünger Jesu vom See Genezareth, sondern ganz pragmatisch: Arul und seine Firma „Speed Boys – Travels“ fischen heute nach transportabler Kundschaft und Ware und ködern mit „24-Stunden-Service“.

Arul ist nicht der einzige Fischer in dieser Gegend der südindischen Ozeanküste, der nur noch selten fischen geht oder gar nicht mehr. Sein Kumpel Balu, 28, hat auf Schmied umgelernt, Rahul, 34, auf Elektriker und Sekar, 30, auf Möbelschreiner. Und die schöne Jaya, 27, für die die Tradition eigentlich ein Dasein als Hausfrau in ihrem Fischerdorf vorsah, sie lernte erst das Schneidern, dann das Computern und arbeitet jetzt in einem klimatisierten Hochhaus der IT-Branche, die im indischen Bundesstaat Tamil Nadu boomt wie keine zweite.

Es war ein Unglück, dem alle diese Biografien ihre vielleicht glückliche Wendung verdanken, die Katastrophe vom zweiten Weihnachtstag 2004. Spenden aus aller Welt, die danach gewaltig flossen, auch aus



Weglaufen, wenn die Welle kommt – das lernt jedes Kind heute im Kindergarten.

Südbaden (siehe Seite II), haben den jungen Leuten die Umschulung ermöglicht. Und CRDS, der Caritasverband der örtlichen Diözese Chengalpattu (Chengalpattu Rural Development Society) südlich der Acht-Millionen-Stadt Chennai, dem früheren Madras, hat die Kur-

se organisiert. Aber ist das nicht paradox? Sind nicht die vielen Spenden für neue Boote, Netze, Außenbordermotoren und für neue Häuser damals gerade auch deshalb geflossen, damit die Fischerdörfer wieder ihr Auskommen finden – mit Fischfang? Auf mancher Bord-

wand liest man ihn noch in verblässer Schrift, den Namen des edlen Spenders – Caritas India, Rotary Club Wiesbaden oder die hiesige CRDS.

John Arokiaraj sieht da keinen Widerspruch. „Hilfe zur Selbsthilfe ist unser oberstes Ziel“, so referiert der Mittvierziger, er ist Caritas-Koordinator für Tamil Nadu, freundlich und geduldig die Ziele seiner Organisation, und: „Wir wollen Menschen ausbilden, nicht abhängig machen.“ Wenn also junge Fischer sich – wie man auf Wirtschaftsdeutsch sagt – per Zusatzqualifikation breiter aufstellen und dann gegen den alten Beruf entscheiden, dann ist das aus Sicht von John Arokiaraj ein schönes Beispiel für Selbstbestimmung und Emanzipation.

Außerdem – das Fischen, sagen viele, sei ohnehin schwieriger geworden seitdem. Sie bringen nicht mehr annähernd so viel Fang heim wie früher. Warum, weiß keiner so genau. Sind die gefräßigen Hochseetrawler schuld, die man manchmal am Horizont sieht? Der Klimawandel? Eine Vermutung ist, dass die gewaltige, örtlich bis zu 30 Meter hohe Welle von 2004, vor allem ihr Rücksog, vertraute Unterwasserstrukturen vor der Küste zerstört hat – Sandbänke, Becken, Laich- und Fischgründe.

Auch ist das Ufer steiler seitdem, das macht das Auslaufen schwieriger bei Seegang. Archäologen mochten sich 2004 über freigespülte Tempelreste des 7. Jahrhunderts bei Mamallapuram freuen. Die Fischer aber begannen an sich und ihrem Traditionshandwerk zu zweifeln. *Fortsetzung nächste Seite*

Der Zweifel wuchs allerdings erst mit der Zeit. In jenen Tagen und Wochen nach dem 26. Dezember 2004 war er noch kein Thema, da ging es um die nackte Existenz. Als die Boote zerschmettert auf dem wüsten Strand lagen, viele Häuser nur noch Ruinen waren, Menschen verwirrt und traumatisiert herumliefen, Kinder ihre Eltern und Eltern ihre Kinder suchten. Und wer schon wieder einigermaßen klar denken konnte, musste zufrieden damit sein, dass er noch lebte.

Anfang zwanzig waren sie damals, Sekar, Balu, Rahul und Arul, als an jenem schönen Sonntagvormittag der Ozean rund um den Golf von Bengalen plötzlich zuschlug wie mit einer Riesenfaust. Dabei dachten sie alle, sie kennen ihn. Mal ist er zahm, mal rau – am einen Tag türkisblau, am anderen düster. Auch Zyklone hatten die Küstenbewohner tagelang in ihren Häusern und Hütten kauern lassen und an ein Auslaufen der Boote nicht zu denken ist.

Aber so einen Überfall aus blauem Himmel hatte es an dieser Küste seit Menschengedenken nicht gegeben. Es gibt deshalb nicht einmal ein Wort dafür auf Tamil, der Sprache im Südosten Indiens – nur ein japanisches Fremdwort: Tsunami. Wenn sie Radio gehört hätten, dann hätten sie vielleicht etwas ahnen können. Dort war bereits seit Stunden von einem schweren Seebeben die Rede, dicht bei Sumatra, ein paar tausend Kilometer südöstlich von hier. Aber niemand sagte den Menschen in Tamil Nadu, Kerala oder Sri Lanka, dass das etwas mit ihnen zu tun haben könnte und dass da etwas auch auf sie zukommt. Die in den Radionachrichten nicht, nicht die von der



Zum Schutz der Dörfer vor Sturm hat man Nadelbäume gepflanzt. Rechts: Kirchenfenster in Tsunami-Siedlung



FOTOS: STEFAN HUPKA

lisch: „Wenn die Angst erstmal verarbeitet ist, dann arbeiten sich andere Probleme wieder hervor.“

„Kalpakam“ hat nichts abgekrigert. Heißt es. Das monumentale Atomkraftwerk am Ozean, das man von Pudupattinam sehen kann, habe rechtzeitig heruntergefahren werden können. Damit ging es ihm besser als dem Kirchlein der gleichnamigen Gemeinde, das die Welle mitten in einem Gottesdienst erwischte. Im Orts-

kern, umgeben von Grünrabbatten, steht das Mahmal für die 39 Toten des Dorfes: „Mögen ihre Seelen in Frieden ruhen.“

Und Jaya, Sekar, Balu, Rahul und Arul? Wie werden sie des Tags gedenken? Die jungen Leute in Pudupattinam zögern, wenn man sie fragt, was sie in vier Wochen vorhaben, am 26. Dezember. Werden sie dann mitgehen an den Strand, vielleicht Kerzen anzünden, Hände halten und Lieder singen Richtung Ozean? Mancher legt sich da heute lieber noch nicht fest. Denn das wird ein Ringen zwischen Verstand und Albtraum. Der Verstand sagt, das nächste Mal sind wir klüger, das passiert uns nicht noch einmal, wir werden ge-

bereitschaft auch nach schnellen sichtbaren Erfolgen sucht, lief auch vieles schief.

Unzählige Hilfsorganisationen traten auf – und einer vor Ort auf die Füße, unkoordinierte Hilfskonvois verstopften Küstenstraßen, Haus- und Bootsbauprojekte wurden teils so hektisch angeschoben, dass die Qualität litt und die Preise explodierten (Seite III). Und bald fehlte es an der sozialen Balance: Manches Dorf im Hinterland, durch das die Hilfstransporte nach vorn zur Küste bretterten, begann es als Unglück zu empfinden, nicht selbst vom Tsunami erwischt worden zu sein.

Die „Tsunami Evaluation Coalition“, ein Zusammenschluss von Regierungen und Nichtregierungsorganisationen (NGO), kritisierte 2006 in einem Bericht einen „teilweise planlosen Aktionismus von Menschen, die Mitleid hatten oder sich mit den Betroffenen identifizierten und daher glaubten, die Hilfe selbst in die Hand nehmen zu müssen“. Untaugliche Kleiderspenden, abgelaufene Medikamente, „Ärzteteams, die noch Wochen nach der Katastrophe auf der Suche nach Patienten in OP-Kleidern aus Hubschraubern sprangen“ – vieles davon, so die Studie, schadete mehr, als dass es nutzte.

### Liegt die Betonung auf Hilfe – oder auf Selbsthilfe?

Aber es gibt sie, die Alternative. Sie sieht so aus, dass ausländische Hilfsorganisationen nicht heuschreckenartig landen und wieder davonfliegen – in diesem Fall ausnahmsweise nicht kahlfressend, sondern unter Zurücklassung von Hilfsgütern. Sondern dass sie zuvor

danach schauen, mit welchen orts- und gesellschaftskundigen Organisationen sie zusammenarbeiten können. So hat es das in Freiburg beheimatete Hilfswerk Caritas International nach dem Tsunami versucht. Schon wenige Tage nach der Welle berieten sich seine Experten vor Ort mit den indischen Caritasdirektoren – und erarbeiteten neben der kurzfristigen Katastrophenhilfe längerfristige Wiederaufbau- und Hilfepläne.

Hilfe zur Selbsthilfe – lautet einer der wichtigsten Grundsätze verantwortungsvollen Helfens. Grundsätzlich bejahen ihn die meisten derjenigen, die in Not sind. Die Erfahrung lehrt aber auch, dass im Alltag nicht alle die Betonung auf Selbsthilfe legen, viele dagegen eher auf Hilfe.

Beispiel Sattankuppam, ein umgesiedeltes Fischerdorf an der Pulicat Lagune, zwei Autostunden nördlich von Chennai. Ursprünglich siedelten die gut 150 Bewohner auf der äußeren Landzunge, dicht am Ozean. Dort hat der Tsunami alles verwüstet. Also baute man das Dorf aus Spenden am geschützteren Binnenufer wieder auf, etwa 30 Häuser in Reih und Glied, Küche, zwei Räume, Klo, Dachterrasse. Fertigstellung war 2007. Und heute? Sieht man schmucke, frisch und bunt bemalte Häuser mit gepflegtem Vorgarten in direkter Nachbarschaft stockfleckiger Bruchbuden, mit Rissen an der Treppennaht und morscher Haustür. Die Regierung sei schuld, sagt der Hausherr vorwurfsvoll,



Arul Doss, früher Fischer, heute Kleinspediteur

nationalen Erdbebenwarte in Hyderabad und auch nicht die von der Dorfpolizei im Nachbarort Kalpakam. „Niemand sagte uns, wir sollten wegrennen“, sagt die 17-jährige Deepa aus Kollam, „heute lernt das jedes Kind schon in der Schule.“

Auf die Welle der Zerstörung folgte bald eine andere ungekannte Welle, die der globalen Hilfsbereitschaft – wohl auch deshalb, weil dieses Unglück so unterschiedslos alle traf, arme Fischer in Tamil Nadu, Ureinwohner auf den Andamanen-Inseln, aber auch Weihnachtstouristen aus Europa, Amerika und Australien am Strand von Phuket und Khao Lak in Thailand. Nach Lage der Dinge war die immense Anteilnahme ein Segen, nicht bloß ein Geldsegen. Aber da schnelle Hilfs-



Aktion Dorfladen: Frauen in Venpurusham betreiben mit Mikrokrediten einen Kiosk.

das Türholz sei schlecht, man stelle nicht genügend Reparaturmittel zur Verfügung. Auch dass er, anders als früher, für Strom heute bezahlen muss, findet der Mann nicht gut. „Und die Moskitos“, assistiert seine Frau, „die hatten wir früher nicht.“ Vielsagende Blicke wandern von Nachbarn zu Nachbarn. Father Jacob, Direktor des zuständigen Caritasverbandes MSSS, wiegt seufzend den Kopf und philosophiert etwas melanchol-

warnt sein und wissen, was zu tun ist. Und der Albtraum? Der spült die alten, grausamen Bilder wieder hoch, die Zweifel und die Angst vor dem Unberechenbaren. Nur eines ist allen klar: Diesen Tag vergessen – das will und kann keiner.

– Der Autor hat Mitte November zusammen mit Caritas International den Süden Indiens bereist.

## WIE SÜDBADEN HALF

# „Es geht der Region besser“

Ein Bündnis im deutschen Südwesten half Indiens Südosten

Das ließ keinen kalt. Als am zweiten Weihnachtstag 2004 und den Tagen darauf die Nachrichten immer heftiger wurden und die Zahl der Toten stieg und stieg – da überhäufte Leser die Badische Zeitung mit Bitten, sie möge zu Spenden aufrufen und dafür sorgen, dass sie in die richtigen Hände kommen. Zugleich bestürmten Bürger die Rathäuser. Helfen, aber auch sicher sein, dass mit dem eigenen Beitrag Vernünftiges geschieht – das war ein Hauptanliegen jener Tage. Und es ist ein Grundsatz des Caritas-Verbandes,

dessen Hauptquartier in Freiburg sitzt. Die Bereitschaft zum Engagement, das Know-how einer international vernetzten Hilfsorganisation und viel guter Wille wurden die Geburtshelfer von „Südbaden hilft“, einem Bündnis, das sich die langfristige Hilfe für eine Region beim Wiederaufbau vornahm. Der SWR Freiburg war von Anfang an dabei, 23 Städte und Gemeinden machten mit, außerdem 30 Vereine, Initiativen und Einzelpersonen sowie Kirchen, Wirtschaftsverbände, Unternehmen, öffentliche Einrichtungen.



Ersthelfer Yesu Anthony

Das Bündnis konzentrierte sich auf eine Region südlich der indischen Metropole Chennai (Madras): die Diözese Chengalpattu, wo man im damaligen Caritasdirektor Yesu Anthony einen exzellenten Manager fand. Es wurde ein Projekt mit langem Atem: Zwei Millionen Euro gab Yesu Anthonys Chengalpattu Rural Development Society (CRDS) nach dem Tsunami aus – für 400 Boote, 1400 neue Häuser, aber auch für Hilfen zur Selbsthilfe: Umschulungen, Frauenselbsthilfegruppen, Mikrokreditinitiativen, nicht zuletzt für Kastenlose, die Ärmsten der Armen. Ein Drittel des Geldes – 600 000 Euro – steuerte „Südbaden hilft“ bei. Eine Region in Mitteleuropa half einer Region in Südindien. Von der Ortenau bis an den Hochrhein fanden Theater, Konzerte, Basare und andere Sammelaktionen statt. Darum ging es allen:

Kein poliertes Prestigeobjekt sollte glänzen, eine solide, langfristige Entwicklung sollte in Gang kommen. Eine begleitende Berichterstattung sollte nicht nur Rechenschaft ablegen über die Verwendung der Spenden, sondern auch Verständnis schaffen für die Mühen einer Entwicklungshilfsarbeit, die diesen Namen verdient.

Wir trafen Yesu Anthony (45) jetzt am Flughafen von Chennai wieder; nach seinen Caritas-Jahren, die 2004 überfallartig mit Katastrophenmanagement begannen, ist er seit einiger Zeit Pfarrer einer Innenstadtgemeinde von Chennai. Er hat uns aufgetragen, die Spender und Partner von damals zu grüßen und ihnen zu danken für ihren „wunderbaren Beitrag“. Und gerade weil er ein kritischer Geist ist, wollen wir ihn auch mit folgendem Satz zitieren: „Es geht der Region besser seitdem.“ hup/thf